

Schweizerdeutsche Bühne

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **1 (1917)**

Heft 12

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Harringa von Popert zu lesen, weil er von dieser Punktfrankheit befallen ist, so brachte ich es bei dem beliebten Roman Die Heilige und ihr Narr von Agnes Günther bloß bis auf dreißig Seiten; dann warf ich das Buch weg, weil ich so etwas nicht durch einen ganzen Band hindurch aushalte, auch vor derartigen Stilkünstlern keine Achtung haben kann. Bl.

Schweizerdeutsche Bühne.

Jakob Bühler hat dem Deutschschweizerischen Sprachverein einmal vorgeworfen, er habe noch nichts getan für das schweizerische Bühnenwesen. Das ist wahr, aber auch sehr begreiflich bei der Kleinheit unserer Mittel. Bühler will aber selbst etwas tun, und das ist schön. Ein schweizerisches Nationaltheater wird auch er nicht schaffen, es ist auch nicht nötig, aber wo in der Tat mehr geleistet werden könnte, darauf hat er hingewiesen: auf das mundartliche Lustspiel. Freilich: „organisieren“ kann man auch da nur die Aufführungen und die Verbreitung, nicht die Erzeugung, um so dankbarer muß man ihm sein, daß er da selber dichterisch tätig gewesen ist. Sein „Volk der Hirten“, das schon in Schaffhausen und in Zürich aufgeführt wurde, bildet ein Kleeblatt von „lustigen Spielen“, wie er sie mit Recht nennt — Lustspiele wird man sie nicht nennen, sondern nur Schwänke, wenn sie auch mit dem echten Lustspiel das gemein haben, daß sie im Grunde sehr ernst sind, so herzlich man zunächst lachen mag. Was uns vor allem anzieht, ist die köstliche Art, wie die verschiedenen Schweizer vor allem sprachlich, dann aber auch nach ihrer geistigen Eigenart gekennzeichnet sind, besonders der Basler, der Zürcher und der Berner; aber auch die Stände sind gut getroffen: der Nationalrat, der Bauer und der Dr. phil., der Sekundarlehrer und Kunstkritiker ist. Doch auch auf politischem Boden steht uns der Verfasser eigentlich nahe, denn auch er scheint sich die Aufgabe, „das Massenproblem vorbildlich zu lösen“, nicht so einfach vorzustellen wie gewisse andere Leute.

Für Liebhaber Bühnen und Heimatschutztheater ist die Aufführung dieser Spiele (einzelner oder aller drei zusammen) eine sehr dankbare Aufgabe.

Bei dieser Gelegenheit sei gerne anerkannt, daß die schweizerdeutsche Bühne (im engeren Sinn) nicht ausschließlich das mundartliche Lustspiel zu pflegen braucht, daß die Mundart auch im ernstesten Schauspiel und sogar im Trauerspiel künstlerisch wirken kann. Das Beispiel, das Kaeslin seinerzeit in der N. Z. Z. anführte (Paul Hallers „Marie und Robert“), wird es beweisen, und wenn auch solche Fälle noch nicht häufig sein werden, so wissen wir doch schon mindestens seit Gotthelf, daß sich hohe Gedanken und zarte Gefühle auch mundartlich ausdrücken lassen. Wenn wir seinerzeit (im Jenner, bei Besprechung von Reinharts „Waldbogelzute“) von einer Schwierigkeit gesprochen haben, so war dabei wohl das Wort „unmittelbar“ etwas mißverständlich oder ungeschickt. Gemeint war das, was Otto von Greyerz, gewiß ein großer Freund der Mundartdichtung, meinte, als er in seinem Basler Vortrag von 1916 sagte: „Es fehlt der Mundart der Ausdruck für Vorstellungen und Empfindungen höherer Ordnung. Sie darf den Aufflug in die Himmelsluft der idealen Anschauung nicht wagen.“ Also nur für die abstrakte Form der Gedanken und Gefühle höherer Ordnung eignet sich die Mundart nicht recht, wohl aber für ihre menschliche Verkörperung, und wenn sich in der deutschen Schweiz neben

der ernstesten und feinen mundartlichen Lyrik und Erzählung nun auch noch die ernste und feine Bühnendichtung entwickeln sollte, so haben wir allen Anlaß, uns darüber zu freuen.

Wie verschafft man sich das Schweizerische Idiotikon?

Unser Idiotikon ist kein Werk, von dem man behaupten kann, „es sollte in keiner Schweizerfamilie fehlen“. Dazu ist es vor allem zu teuer, und man kann kaum von jedem Gebildeten, geschweige von weiteren Kreisen so viel Teilnahme erwarten an etwas so „Selbstverständlichem“, wie es die Mundart, und an etwas so „Unpraktischem“, wie es ein mundartliches Wörterbuch ist; auch braucht es ja einige Zeit, bis man sich an seinen Gebrauch, an die Reihenfolge und die Abkürzungen gewöhnt hat. Aber vielleicht ist doch der eine oder der andere unter unsern Lesern, der den großen Entschluß fassen könnte und fassen würde, wenn man ihn ein wenig stupfte und ihm genauer sagte, wie man sich das Ding verschaffen kann.

Bis jetzt sind 82 Lieferungshefte erschienen, von denen die ersten 75 sieben Bände bilden, der 8. Band ist noch nicht vollständig. Jedes Jahr kommen 3 bis 4 Hefte (von 80 doppelspaltigen Seiten) heraus.

Was kostet das? Jede Lieferung kostet 2 Fr.; die Jahresausgabe für die neu erscheinenden Teile kommt also kaum in Betracht, das vermag sozusagen jeder von uns, und alle 3—4 Jahre einen Einband auch noch. Wenn man nun auch an jedem neuen Hefte für sich seine Freude haben kann und dran immer etwas zum „Schneuggen“ hat, seinen Wert als Nachschlagewerk hat es eben doch erst, wenn es mehr oder weniger vollständig ist. Die bisher erschienenen 7 Bände nun kosten, in Leder gebunden, je 23—32 Franken, zusammen 196 Franken, dazu 7 bisher erschienene Hefte des 8. Bandes 14 Fr. Aber das braucht man ja nicht alles auf einmal zu nehmen und zu zahlen, das kann man verteilen auf so viele Jahre als man will. Man kann's immer noch in Heften beziehen und bestellt z. B. (außer den neu erscheinenden) monatlich ein Heft, das macht jährlich 24 Fr. und einen Einband, und hat in 7 Jahren alles beisammen, oder man nimmt alle 2 Monate ein Heft, das macht jährlich 12 Fr., alle 2 Jahre einen Einband, dann hat man in 14 Jahren alles beisammen und hat ein Familienstück, auf das Kinder und Kindeskinde noch stolz sein werden; ja die erst recht, denn wer weiß, wie's dann steht mit unserm Schweizerdeutsch. Und so gut wie man in einem Hause Schützenbecher, Schmucksachen, ehrwürdige alte Bücher und Handschriften aufbewahrt und den Nachkommen überliefert, so gut könnte man ihnen auch die Sprache überliefern. Auch in Vereins- und besonders in Schulbüchereien könnte es wertvolle Dienste leisten. Das Idiotikon ist ja eigentlich unser sprachliches Landesmuseum. An den Gebrauch gewöhnt man sich rasch und leicht, wenn's auch nicht so einfach ist wie bei einem Konversationslexikon.

Allerlei.

Zur Entschuldigung eines Schülers:

„Hiermit Ihnen zur Nachricht daß mein Arnold wegen durch Zahnweh am Sonnabend hervorgerufen seit Sonntag ein vollständig verschwollenes Gesicht ganz entstellte dadurch hat zu Hause behalten mußte, jetzt jedoch im Abnehmen begriffen ist, so daß ich denke, morgen ihn zur Schule senden zu können.“